

Francesco Ferrari / Susan Baumert / Charalampos Karpouchtsis / Georg Schmolz (Hg.)

Versöhnung: Theologische Perspektiven

Festschrift für Martin Leiner





Research in Peace and Reconciliation

Herausgegeben von
Martin Leiner und Francesco Ferrari

in Zusammenarbeit mit
Benoît Bourguine (Louvain-la-Neuve),
François Dermange (Genève), Dennis Doyle (Dayton/Ohio),
Matthias Gockel (Jena), Makoto Mizutani (Kyoto),
Arie Nadler (Tel Aviv), Bertram Schmitz (Jena)
und David Tombs (Belfast/Dublin)

Band 8

Francesco Ferrari / Susan Baumert /
Charalampos Karpouchtsis / Georg Schmolz (Hg.)

Versöhnung: Theologische Perspektiven

Festschrift für Martin Leiner

Vandenhoeck & Ruprecht

Mit freundlicher Unterstützung der Evangelischen Kirche der Pfalz.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

© 2023 Vandenhoeck & Ruprecht, Robert-Bosch-Breite 10, D-37079 Göttingen, ein Imprint der Brill-Gruppe (Koninklijke Brill NV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA; Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland; Brill Österreich GmbH, Wien, Österreich)
Koninklijke Brill NV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Hotei, Brill Schöningh, Brill Fink, Brill mentis, Vandenhoeck & Ruprecht, Böhlau, V&R unipress und Wageningen Academic.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: Josefina de Vasconcellos: „Reconciliation“ (ursprünglich „Reunion“), Bronze-Skulptur, Cathedral Church of Saint Michael, Coventry, England, 1977. Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Reconciliation_Statue,_The_Old_Cathedral,_Coventry.jpg

Umschlaggestaltung: SchwabScantechnik, Göttingen
Satz: le-tex publishing services, Leipzig
Druck und Bindung: Hubert & Co., Göttingen
Printed in the EU

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISSN 2197-0947
ISBN 978-3-647-50028-7

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	7
<i>Cesare Zucconi</i>	
Frieden ist immer möglich	15
<i>Wolfgang Huber</i>	
Erhoffte Versöhnung. Thesen zur Friedens- und Versöhnungsarbeit	29
<i>Thomas Niederberger</i>	
Verzeihen – Vergeben – Versöhnung. Eine religionspädagogische Skizze des Übergangsfeldes von der Kompetenz des Verzeihens zum Unverfügbarkeitscharakter der Versöhnung	39
<i>Miriam Rose</i>	
Vergebung und Versöhnung im Denken von Hannah Arendt	61
<i>Matthias Gockel</i>	
Predigt über Jeremia 8,4–7 am 18. November 2007	83
<i>Bertram Schmitz</i>	
Sünde und Entsühnung in den abrahamitischen Religionen als religionsvergleichende Überlegung zur Versöhnungsforschung	89
<i>Gerd Theißen</i>	
Die Jesusbewegung. Was war neu in dieser Erneuerungsbewegung?	103
<i>Manuel Vogel</i>	
Vom Blut im Boden. Ein jüdisch-christlicher Motivzusammenhang zu Sühne und Gewalt	125
<i>Michael Wermke</i>	
Die Lavater-Mendelssohn-Kontroverse 1770. Chancen und Diskrepanzen des christlich-jüdischen Dialogs	145

Jean-Marc Tétaz

Politik der Versöhnung: Ernst Troeltsch und die Begründung der
Weimarer Demokratie 161

Nikolaus Knoepffler

„Erkenntnistheoretische Toleranz“ als Grundlage heutiger
Ökumene? Überlegungen zu einer rahnerschen These vor dem
Hintergrund der Kritik Ratzingers/Benedikt XVI. 181

Hans-Martin Rieger

Die bedeutungsresonante Wahrnehmung des Herzens.
Eine ethische Perspektive 207

Jürgen Boomgaarden

„... wie dich selbst“. Ist die Liebe zu sich selbst geboten? 237

Markus Mühling

„Gott ist abenteuerlich in den Höhen“. Luthers Theologie des Abenteuers 261

Anne Käfer

Wider den Ruf nach Werten. Zum Wertediskurs in
freiheitlich-demokratischen Gesellschaften 281

Reiner Anselm

Ethik der Nähe – Ethik der Ferne. Leitlinien für eine Ethik
internationaler Beziehungen 301

Über die Herausgeber:innen 313

Über die Autor:innen 315

Vorwort

Streit und Versöhnung, Schuld und Vergebung sind Themen, denen jeder Mensch in seinem Leben begegnet. Sie sind menschliche, nicht nur theologische oder gar exklusiv christliche Themen. Überall in der Welt finden Menschen Zugang zu Versöhnung. Bereits 411 vor Christus brachte der griechische Komödiendichter Aristophanes *Lysistrate* auf die Bühne, ein Stück, in dem sich die Frauen der im Krieg befindlichen Stadtstaaten Athen und Sparta zusammentun, um ihre Männer durch einen berühmten Streik zum Frieden zu zwingen. Die Versöhnung erscheint in dem Stück als eine schöne, spärlich bekleidete Frau auf der Bühne und zeigt den Männern den Weg zum Frieden.

Trotz dieser unvergesslichen Szenen in der griechischen Komödie, und trotz der vielfältigen Beiträge aller Religionen zu Versöhnung und Vergebung, kommt der christlichen Religion und Theologie die Besonderheit zu, dass in ihr die Versöhnung der Welt nicht ein Thema neben anderen ist, sondern das zentrale, die christliche Botschaft zusammenfassende Thema darstellt:

Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung. So sind wir nun Botschafter an Christi Statt, denn Gott ermahnt durch uns: so bitten wir nun an Christi Staat: „Lasst euch versöhnen mit Gott!“ (2. Kor. 5,19f).

Als ein Pionier der Versöhnungsforschung hat Martin Leiner diesen äußerst wichtigen Forschungs- und Praxisbereich in den vergangenen Jahren maßgeblich mit seinen innovativen Ideen geprägt und gefördert. Als Gründer und Leiter des 2013 ins Leben gerufenen Jena Center for Reconciliation Studies/Zentrum für Versöhnungsforschung (JCRS) an der Theologischen Fakultät der Friedrich-Schiller-Universität Jena ist er ein unermüdlicher Brückenbauer und Netzwerker über die universitären Grenzen hinaus. Gerade die Schwerpunkte der vergleichenden Konfliktforschung und der Untersuchung von Versöhnungsprozessen weltweit verleihen dem Jenaer Forschungszentrum eine Sonderstellung *par excellence*.

Versöhnung findet nach Leiner immer in allen unterschiedlichen Beziehungen statt: Nicht nur mit Gott, sondern auch zwischen Menschen, zwischen verfeindeten und einander entfremdeten Gruppen, oder auch als manchmal besonders schwierige Aufgabe: die Versöhnung mit sich selbst. Leiners besonderes Anliegen ist es, politische, gesellschaftliche und andere Versöhnungsprozesse zu einem wissenschaftlichen Forschungsgebiet zu machen, das von zahlreichen Fächern kooperativ entdeckt und bearbeitet wird. Die zeitgleich erscheinende zweite Festschrift *Transdisciplinary*

Approaches to Reconciliation Studies, herausgegeben durch Francesco Ferrari, Laura Villanueva, Davide Tacchini und Binyamin Gurstein, ist ein Zeugnis für die Breite der transdisziplinären Kooperation, die zu einem einigermaßen vollständigen Verständnis von Versöhnungsprozessen nach Leiners Auffassung nötig ist.

Die hier vorliegende Festschrift konzentriert sich ganz auf theologische Perspektiven. Der Sammelband zeigt die Fruchtbarkeit und Vielfalt der Diskussionen, die sich aus der Frage nach Versöhnung ergeben.

Der Band beginnt mit einem Rückblick auf dreißig Jahre Versöhnungsarbeit der Gemeinschaft Sant'Egidio, die sich in verschiedenen Teilen der Welt für den Dialog sowie für die Lösung und Verhütung von Konflikten einsetzt. Ihr langjähriger Generalsekretär **Cesare Zucconi** verdeutlicht in seinem Beitrag die Wichtigkeit der Friedensarbeit auf internationaler Ebene, aber auch innerhalb der Zivilgesellschaften und der Religionen. Sie alle sind wertvolle und herausragende Akteure im Kampf gegen Krieg, Gewalt und Ungerechtigkeit in einer sich immer stärker gespaltenen, multipolaren und fragmentierten Welt. Die Gemeinschaft Sant'Egidio hat durch ihre unermüdlichen Bemühungen die Erfahrung gemacht, dass der Frieden alle angeht und jeder dazu beitragen kann.

Anhand eines weiteren Beispiels, der „Stiftung Garnisonkirche und Potsdam“, entwickelt **Wolfgang Huber** seine Ideen zur Arbeit an Frieden und Versöhnung als menschlicher Aufgabe im Bereich des Vorletzten. Die hierzu entfalteten Thesen umfassen auch das Gebet um Versöhnung und die Verkündigung der Versöhnungsbotschaft, die zu den grundlegenden Aufgaben der Garnisonkirche in Potsdam gehören. Versöhnung bedeutet hier, zerbrochene, zerstörte oder gefährdete Verbindungen wiederherzustellen und zu kräftigen, wobei es dafür einer erinnernden Solidarität bedarf. Huber verweist in diesem Zusammenhang auf Projekte in unterschiedlichen Sprachen, in denen vielfältige Versöhnungsperspektiven entwickelt werden sollen.

Thomas Niederberger, Kirchenrat der Pfälzischen Landeskirche, skizziert aus religionspädagogischer Sicht das Übergangsfeld von der Kompetenz des Verzeihens zum Unverfügbarkeitscharakter der Versöhnung. Verzeihen besteht seiner Ansicht nach im Verzicht auf Vergeltung und im Erlernen von Kommunikationskompetenzen, wobei es jedoch bei letzterem erkennbar an seine Grenzen stößt. Vergebung geht einen Schritt weiter und bietet die Gabe eines schöpferischen Neustarts sozialer Beziehungen an. Dass dieses soziale Heilungsgeschehen gelingt, kann keine Methode oder Technik garantieren; es ist unverfügbar und muss sich ereignen. Die Kraft der Versöhnung, im Leben, Sterben und Auferstehen Jesu sichtbar, ermutigt dazu, in allen Menschenbeziehungen – also zu anderen, zur Gemeinschaft, zur Welt und zu sich selbst und zu Gott – auf konstruktive und befriedende Beziehungen hin zu denken und zu handeln.

Miriam Rose diskutiert als systematische Theologin Hannah Arendts klassische Ausführungen zu Versöhnung und Vergebung in *Vita activa* und macht dabei auf

selten beachtete Aspekte des Textes wie die Unterbestimmung des Phänomens der Schuld aufmerksam. Ihre leitende These lautet, dass Arendt alles Handeln für vergebungsbedürftig hält. Es wird gezeigt, dass Arendts Vergebungstheorie eine tugendtheoretische Besinnung auf die Grundbedingungen von Politik und auf die Grundlagen eines bewussten, kommunikativen Lebens in geistiger Unabhängigkeit darstellt. Anhand des Vergleichs mit dem israelischen Philosophen Avishai Margalit und der amerikanischen Prozess-Theologin Marjorie Suchocki tritt hervor, dass Arendts Theorie der Vergebung bemerkenswert wenig interessiert ist an der Phänomen-Erhellung des Schuldig-Werdens und der Schuld-Bewältigung. Daran wird Arendts Theorie profiliert als nicht-psychologisch interessiert, sondern vielmehr als eine geist-fokussierte, als eine nicht-soziale, also schließlich als eine politische Theorie. Arendt insistiert neben der Universalität der Vergebungsbedürftigkeit alles Handelns zugleich auf der Unvergebarkeit (und Nicht-Bestrafbarkeit) von bestimmten bösen Taten. Dies ist ebenso als Grenze von Arendts Theorie wie auch als bleibende mahnende Herausforderung für aktuelle Konzepte von Versöhnung nach Genozid und Kriegsverbrechen zu bewerten.

Matthias Gockels Predigt zu Jeremia 8,4–7 entstand für einen Gottesdienst am Volkstrauertag im Rahmen der Ökumenischen Friedensdekade 2007. Sie ist nach dem russischen Einmarsch in der Ukraine auf eine neue Art aktuell durch die Verbindung der Bitte, Gott möge Menschen Mut schenken, gegen Unrecht und Lüge vorzugehen, mit der Mahnung, Versöhnung nicht aus dem Blick zu verlieren. Nach einer kurzen Betrachtung über die Geschichte und Bedeutung dieses Tages widmet sich die Predigt der Erläuterung und Interpretation des Predigttexts, Jeremia 8, 4–7.

Der Religionswissenschaftler **Bertram Schmitz** behandelt die Entsöhnungs- und Versöhnungsrituale der abrahamitischen Religionen im Vergleich miteinander und zu anderen Religionen. Seine Ausführungen zeigen, auf welche unterschiedliche Art und Weise Übertretung und Versöhnung in den Religionen Abrahams verstanden werden. Weiterführend konstatiert der Autor, dass sich im Judentum Jüdinnen und Juden wiederum in ihrer Verantwortung vor Gott gestellt wissen. Vergehen sind demnach in der Hoffnung auf Gottes Vergebung wieder gut zu machen. Im Christentum sieht Schmitz hingegen Vergebung durch das Heilswirken Christi verwirklicht. Durch diese unbegrenzte Versöhnung entstehe eine gleichsam unendliche Aufgabe, Gottes Liebe in die Welt zu tragen. Im Gegensatz dazu nimmt im Islam besonders der Moment der Entsöhnung auf der Wallfahrt eine zentrale Stellung ein.

Gerd Theißen stellt die Botschaft Jesu als Versöhnungsbotschaft heraus. In seinem Aufsatz widmet er sich zwei neuen grenzüberschreitenden Veränderungen innerhalb der Jesusbewegung: einerseits der Öffnung für fremde Völker und andererseits der Übernahme von Oberschichtwerten durch Unterschichten. Derlei Entwicklungen interpretiert Theißen als das Ergebnis eines langen Lernprozesses innerhalb der jüdischen Gesellschaft. Er unterstreicht diese Erkenntnis mit der

Feststellung, dass eine für die Fremden offene hellenistische Erneuerungsbewegung in der Oberschicht noch ca. 200 Jahre zuvor gescheitert war. Laut Theißen war die Jesusbewegung im Gegensatz zu ihr eine Öffnungsbewegung von unten, der ca. 20 bis 30 Jahre zuvor zwei militante Widerstandsbewegungen gegen die Römer vorausgingen, die jedoch beide erfolglos geblieben waren. Der Autor unterstreicht im weiteren Verlauf seines Artikels den Unterschied zwischen jener militanten Widerstandsbewegung und der Jesusbewegung, in dem letztere vor allem für Feindesliebe eintrat und nicht für militärischen Widerstand. Den entscheidenden Übergang von Feindschaft gegen die Fremden zur friedlichen Erneuerung des Judentums von innen heraus sieht Theißen dabei schon durch Johannes den Täufer bewirkt. Theißen zufolge führt Jesus seine Botschaft fort und setzt dabei neue Akzente in der Raumsymbolik der Wüste, im eschatologischen Zeitverständnis, im Heilsverständnis, vor allem aber in der Beziehung zu dem nach ihm Kommenden, von dem er nicht als dem „Stärkeren“ spricht, sondern wie von sich selbst als dem „Menschensohn“.

Manuel Vogel behandelt die Aufnahme der Tradition vom schreienden Blut Abels (1. Mose 4,10) im Hebräerbrief (12,24). Was heißt es, wenn dort gesagt wird, dass das Blut Jesu „besser redet als Abels Blut“? Im Kontext christlicher Denk- und Überlieferungszusammenhänge wird deutlich: Es geht vielfach nicht oder jedenfalls nicht nur um das Sühneblut Jesu, das Sündenvergebung wirkt. Jesus Christus ist gleichermaßen auch Identifikationsfigur für die Gewaltopfer aller Zeiten. Christlich kann deshalb, wenn von „Versöhnung“ die Rede ist, niemals isoliert und ausschließlich vom Heilswirken Jesu die Rede sein. Versöhnung ist christlich verstanden immer auch eine Angelegenheit zwischen Tätern und Opfern. Jesus ist, wie gerade das Motiv vom „schreienden Blut“ zeigt, als Versöhner auch Gewaltopfer und umgekehrt.

Nach diesen biblisch orientierten Beiträgen folgen an bestimmten historischen Situationen orientierte Beiträge: **Michael Wermke** behandelt die Lavater-Mendelssohn-Kontroverse von 1769, in dem er der Frage nachgeht, ob diese berühmte Auseinandersetzung tatsächlich als den Beginn des Dialogs zwischen Christen und Juden in Deutschland oder bereits als dessen Absage betrachtet werden kann. Zur Beantwortung dieser zentralen Frage widmet sich Michael Wermke zunächst dem Aufzeigen der widersprüchlichen Charaktere, Lebensläufe und religiösen Glaubenssätze Lavaters und Mendelssohns. Der Aufsatz vermittelt weiterhin Einsichten in die Genese der Lavater-Mendelssohn-Kontroverse, innerhalb welcher sich Lavater zunächst als sehrender Gesprächspartner und naiver christlicher Enthusiast, dann jedoch als indiskreten Bekehrer der Juden und religiöser Herausforderer entpuppt und Mendelssohn als bedacht und entschieden gegen Lavaters Gesinnung Handelnder, der mit großem rhetorischen Geschick und politischer Vorsicht auf seinen Herausforderer reagierte und damit an der eigenen konservativ-religiös-jüdischen Lebensführung festhielt. Schließlich

verweist Wermke auf die in dieser Kontroverse liegenden Anstöße für den heutigen christlich-jüdischen Dialogbedarf, wenngleich ersichtlich wurde, dass Lavater nicht an einem echten Austausch mit der Absicht einer gegenseitigen Verständigung interessiert war. Mendelssohn hingegen vertrat eine Philosophie der strikten Toleranz, die „seinen tiefen Glaube an die gemeinsame Menschlichkeit aller Menschen“ beinhaltete und wonach er die Fragen nach der Religionszugehörigkeit als Privatangelegenheit betrachtete und eine Einsicht und Duldung der Glaubensvorstellungen und Religiosität anderer Konfessionen erwartete.

Der Aufsatz von **Jean-Marc Tétaz** betrachtet und analysiert die herausragende politische Rolle des evangelischen Theologen, Historikers, Religions- und Geschichtsphilosophen Ernst Troeltsch (1866–1923) innerhalb der Begründung der Weimarer Demokratie in den Jahren 1917 bis 1922: Die Revolution von November 1918 markierte in Deutschland eine politisch unumkehrbare Zäsur. Dessen war sich Troeltsch früh bewusst. Seit seinem Umzug nach Berlin im Frühjahr 1915 spielte der Gelehrte und grandiose Redner eine zunehmend wichtige Rolle in den politischen Debatten des Kaiserreiches. In den ersten Jahren der Weimarer Republik griff der Berliner Professor der Philosophie aktiv in die Politik ein, war aber auch und vor allem als Demokratietheoretiker und politischer Kommentator tätig. Nach einer knappen Übersicht über das politische Engagement von Ernst Troeltsch zwischen 1915 und 1923 fragt dieser Beitrag nach Troeltschs Begründungsstrategie und seinem Verständnis von Demokratie. Diese Frage ist unumgänglich, da Troeltsch noch 1915 Monarchie und Militarismus als spezifisch deutsche Lösung des politischen Problems verteidigt hatte. Es wird zuerst gezeigt, dass Troeltschs Begründung für die Notwendigkeit der Demokratie 1918 auf historische, soziologische und ökonomische Argumente rekurriert, und nicht auf politische Prinzipien: im Lichte der gegebenen Unterscheidung stellt die Demokratie die einzige Möglichkeit dar, die staatliche Ordnung wiederherzustellen. Dabei bleibt er einer Grundeinsicht treu, die er schon 1903 formuliert hatte: die Notwendigkeit einer Versöhnung von Konservatismus und Demokratie, in der „Staatssozialismus und Bildungsindividualismus“ vereinigt werden. Das systematische Spätwerk von Troeltsch, *Der Historismus und seine Probleme* (1922) dient der Ausarbeitung der kulturellen Grundlagen einer deutschen Demokratie. Ihr Gegenstand ist die Schaffung einer „Kultursynthese des Europäismus“, die den Boden zukünftigen Handelns in Staat und Gesellschaft ebnen soll. Diese Begründungsstrategie zielt darauf, die Demokratie sowohl als die legitime Erbin der spezifisch deutschen, romantisch-idealistischen Tradition als auch als das historisch verständliche Ergebnis der gemeinsamen Geschichte der ehemaligen Kriegsgegner darzustellen. Die Rhetorik des Kulturkriegs, die Troeltsch in seiner Kriegspublizistik analysiert und gerechtfertigt hatte, wird so in eine geschichtsphilosophisch fundierte Politik der Versöhnung überführt.

Nikolaus Knoepffler erinnert an die ökumenisch wichtige These der „erkenntnistheoretischen Toleranz“ von Karl Rahner, dem wohl bedeutendsten deutsch-

sprachigen katholischen Theologen des 20. Jahrhunderts. In seinem mit Heinrich Fries veröffentlichten Werk *Einigung der Kirchen* hat er eine reale Handhabe entworfen, um eine Kircheneinheit zu ermöglichen. Knoepffler zeigt fortfahrend, wie bereits das Werk Ratzingers/Benedikt XVI. an wesentlichen Punkten Rahners These bestätigt, ja sogar noch radikalisiert. Abschließend problematisiert Knoepffler am Beispiel der altkatholischen Kirchen und ihrer Kommuniongemeinschaft mit der anglikanischen Kirchengemeinschaft, ob es überhaupt materialiter möglich sein kann, der erkenntnistheoretischen Toleranz Grenzen zu ziehen und ob von daher das rahnersche Projekt nicht im Kern anzuzweifeln ist.

Versöhnung verlangt das Engagement des Herzens und ermöglicht die Wiedergeburt von Liebe. **Hans-Martin Rieger** behandelt die Rede vom Herzen bei Autoren wie Max Scheler und Blaise Pascal: Konzentriert zunächst auf den Stellenwert und den Gebrauch der biblisch-augustinischen Metapher des Herzens bei Scheler und dann im hebräischen Denken des Alten Testaments versucht der Beitrag, die möglichen ethischen Implikationen jener bedeutungsvernehmenden und wertschätzenden Wahrnehmung des Herzens für die gegenwärtige Ethik zu erkunden. Im Dialog mit gegenwärtiger Philosophie und Ethik der Emotionen wird fortsetzend die Frage der Rationalität einer Erkenntnis, die auf einer solchen teilnehmenden Welterschließung beruht, diskutiert.

Jürgen Boomgaarden schreibt zum Gebot der Selbstliebe: Zentral ist die Frage, ob Selbstliebe eine notwendige Voraussetzung ist, um auch den Nächsten lieben zu können, oder ist sie eine Unmöglichkeit, weil Liebe per se an den Nächsten geknüpft ist? Nach einem Blick auf Erich Fromms Buch *The Art of Loving*, das explizit die Selbstliebe propagiert, wird die Ablehnung der Selbstliebe durch Karl Barth und Martin Luther näher betrachtet. Eine sich anschließende anthropologisch-phänomenologische Analyse geht der Frage nach, inwieweit unser Selbsterleben und Erleben des anderen Menschen auf die Möglichkeit einer Selbstliebe hinweisen. Die sich dabei zeigenden Probleme und gewonnenen Einsichten werden mit philosophischen Überlegungen Georg Wilhelm Friedrich Hegels und Søren Kierkegaards verbunden. Besonders Kierkegaards Gedanke einer Selbstliebe, die eine paradoxe Leidenschaft in sich trägt, leitet über zu theologischen Überlegungen, in denen der Gedanke einer ‚Selbstliebe jenseits seiner selbst‘ als christliche Antwort auf die Frage nach einer Selbstliebe entfaltet wird.

Narrationen und Werte sind für Versöhnungsprozesse von nicht zu überschätzender Wichtigkeit. **Markus Mühling** entfaltet darum Luthers Rede vom Abenteuer Gottes kulturhistorisch und theologisch. Aber ist „Abenteuer“ mehr als ein oberflächlicher und modischer Begriff in der Theologie? Ist es ein substantieller Begriff, der neue Einsichten in unser Verständnis von Gott verspricht? Der vorliegende Artikel leistet eine notwendige Vorarbeit, um diese Frage in der Zukunft beantworten zu können: Vor dem Hintergrund der kulturhistorischen Entwicklung des Begriffs „Abenteuer“ – beginnend mit seinen Ursprüngen bis zur Zeit der Renais-

sance – wird die vielfältige Verwendung von „Abenteuer“ durch Martin Luther analysiert. Diese Betrachtungen bringen ein überraschendes Ergebnis zu Tage: Es ist möglich, zentrale Züge von Luthers Theologie als Theologie des Abenteurers zu zeichnen. Luthers Behauptung, dass „Gott im Höchsten abenteuerlich ist“, kann eine neue, noch unentwickelte Theologie des Abenteurers inspirieren, in der das dreieinige Werden Gottes als ein Abenteuer der Liebe gesehen wird, da der Begriff des Abenteurers das immer neue, spontane Zusammentreffen von Kontingenz und Güte bedeutet.

Anne Käfer legt Eberhard Jüngels Text von der *Tyrannie der Werte* kritisch-konstruktiv aus. In ihrem Beitrag weist sie darauf hin, dass es bei jeder Suche nach einheitlichen Wertvorgaben für eine Gesellschaft wachsam zu sein gilt angesichts der immer drohenden Gefahr einer „Tyrannie der Werte“. Das Zusammenleben in freiheitlich-demokratischen Gesellschaften gelingt erst dann menschenfreundlich und auf die Gefahr der Wertetyrannie bedacht, wenn in einem offenen Wertediskurs die unterschiedlichen Weltanschauungsüberzeugungen aller Gesellschaftsglieder berücksichtigt werden. Der Beitrag Käfers erinnert politische, philosophische und theologische Wertediskurse und benennt Herausforderungen, die durch digitale Überwachungsmöglichkeiten und die Corona-Pandemie im Blick auf die Gewichtung von Werten wie Sicherheit und Gesundheit gegeben sind. Anne Käfer schärft die Unterscheidung von „Wert“ und „Würde“ ein und plädiert für einen freiheitlichen Kommunikationsprozess über das Zustandekommen von Werten und ihre Beurteilung. Für sie ist Freiheit die entscheidende Voraussetzung für eine Wertediskussion, die einer Entwertung von Menschen vorbeugt und autoritäre Wertsetzungen verhindert.

Reiner Anselm beschließt den Band mit einem Versuch, durch die Unterscheidung einer Ethik der Nähe und einer Ethik der Ferne eine Ethik internationaler Beziehungen aufzubauen: Am Beispiel gegenwärtiger Probleme der Friedensethik zeigt Anselm, welche Schwierigkeiten entstehen, wenn die Differenz zwischen der Hinwendung zum konkreten Nächsten und dem generalisierten Anderen nicht beachtet wird. Im Anschluss an Karl Barths Unterscheidung zwischen den Nahen und den Fernen präsentiert der Autor als Konkretion des Programms des Öffentlichen Protestantismus eine Zugangsweise zur Ethik internationaler Beziehungen, die die Differenz bewahrt, aber zugleich präsent hält, dass ein christliches Engagement in der Politik darauf ausgerichtet sein muss, trotz der unvermeidlichen Kompromisse möglichst Vielen, die beste Realisierung ihrer individuellen Ziele zu ermöglichen.

All die angesprochenen Beiträge zeigen wissenschaftliche Gesprächszusammenhänge und gemeinsame Forschungsinteressen, aber auch Freundschaften, in denen Martin Leiner lebt, genauso wie das innovative Potential einer im Gespräch mit transdisziplinärer Versöhnungsforschung befindlichen Versöhnungstheologie.

Susan Baumert und Francesco Ferrari

Cesare Zucconi

Frieden ist immer möglich

Einführung

Gern beteilige ich mich an der Festschrift zum 60. Geburtstag von Prof. Martin Leiner, denn ich kenne ihn schon lange und schätze ihn sehr. Vor einigen Jahren besuchte er mit einer Gruppe seiner Studenten Sant'Egidio in Rom, um unsere Arbeit für den Frieden und den Geist unseres Engagements besser kennenzulernen. Seitdem gab es zahlreiche Begegnungen in Rom, Jena und anderen Orten im gemeinsamen Einsatz für Versöhnung und Frieden auf der Welt. Martin Leiner führt diesen Einsatz vor allem durch sein Jena Center for Reconciliation Studies durch, das nicht nur wissenschaftliche Studien betreibt, sondern auch konkrete Initiativen zur Förderung von Frieden und Versöhnung in zahlreichen Regionen realisiert.

Mein Beitrag ist weniger ein wissenschaftlicher Aufsatz als eine im Rahmen der Erfahrungen der Gemeinschaft Sant'Egidio hervorgegangene Reflexion über die heutigen Herausforderungen von Krieg und Frieden.¹ Daher möchte ich zunächst auf die Gemeinschaft Sant'Egidio zu sprechen kommen.

1. Sant'Egidio: eine christliche Gemeinschaft ohne Grenzen

Sant'Egidio ist mit den Worten von Papst Franziskus, die er beim Besuch in unserem römischen Zentrum in Trastevere anlässlich des fünfzigsten Jahrestages an uns richtete, die Gemeinschaft der drei „Ps“: *preghiera, poveri, pace* (Prayer, Poor, Peace). Diese drei Dimensionen bestehen gleichzeitig und sind in unserer Erfahrung eng miteinander verbunden. Sant'Egidio entstand 1968 in Rom durch die Initiative von Andrea Riccardi in den Jahren der Studentenrevolte und der Nachkonzilszeit. Mit anderen Jugendlichen stellte er die Bibel und die Armen in den Mittelpunkt.² Die

1 Die Ausführungen dieses Beitrags sind weitgehend der Einführung des Buches von Andrea Riccardi, *Die gewaltlose Kraft des Friedens* (Riccardi 2018a) entnommen.

2 Sant'Egidio ist offiziell vom Heiligen Stuhl als „öffentlicher Verein von Gläubigen“ anerkannt. Mitglieder sind heute nicht nur Katholiken, auch Angehörige anderer christlicher Konfessionen. Aufgrund seines Einsatzes für Frieden und Zusammenleben in Europa und auf der Welt wurde Andrea Riccardi der internationale Karlspreis 2009 verliehen. Zu Sant'Egidio siehe auch: Riccardi 2018b sowie auch: www.santegidio.org.

Mitglieder sind Laien und leben wie alle als Frauen und Männer verschiedener Altersgruppen und sozialer Schichten, die durch eine Vision und einen gemeinsamen Weg verbunden sind. Die Begegnung mit dem Wort Gottes und vielen Armen hat ausgehend von den römischen Baracken der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts an vielen Orten der Welt auf den Weg einer grenzenlosen Liebe geführt (Sant'Egidio existiert heute mit ca. 70.000 Mitgliedern in über 70 Ländern der Welt). In der zweiten Hälfte der 80er Jahre des vergangenen Jahrhunderts kam dann das dritte „P“ (*pace*), der Friede hinzu. Andrea Riccardi sagt, dass der Krieg der Vater aller Armut ist. In diesem Zusammenhang wurde das Leben mit den Armen auch immer mehr zu einem Friedensengagement auf verschiedenen Ebenen.

Es gibt die Arbeit der „Schulen des Friedens“ für Kinder, um in vielen Ländern der Welt eine Kultur des Friedens und Respekts gegenüber dem Anderen zu fördern, vor allem in Situationen größerer Armut und Gewalt (siehe dazu Gulotta 2018). Dieser Einsatz wird von den Gemeinschaften täglich in der jeweiligen Stadt durchgeführt, indem Freundschaften und Dialoge in vielen menschlichen und existenziellen Peripherien aufgebaut werden, in denen es Spannungen und Konflikte gibt (vgl. Riccardi 2017). Ein weiteres Engagement bezieht sich auf die Aufnahme von Flüchtlingen und Immigranten auf dem europäischen Kontinent, die durch Schulen für Sprache und Kultur in die Gesellschaft integriert werden, wobei zugleich eine Kultur des Zusammenlebens gefördert wird (vgl. Riccardi 2008).³ Es gibt daneben auch den Einsatz für den interreligiösen Dialog mit täglichen Aktivitäten in vielen Alltagssituationen und dem jährlichen Höhepunkt beim internationalen Friedenstreffen der Religionen, das Sant'Egidio jahraus jahrein jeweils in einem anderen Land organisiert (siehe Zucconi 2015, 127–146). Diese Friedensarbeit begann mit dem von Johannes Paul II. 1986 einberufenen historischen Weltfriedensgebetstag in Assisi. Dabei wird inständig für den Frieden gebetet und an die Situationen von Krieg und Gewalt in der Welt erinnert in der Überzeugung, dass das Gebet eine große Kraft beinhaltet, die in der Geschichte wirksam wird (siehe dazu Paglia 2018).⁴ Sant'Egidio kommt in vielen Teilen der Welt jeden Abend zum Gebet zusammen.

Die Friedensarbeit hat sich schließlich auch zu einer regelrechten internationalen Diplomatie entwickelt, in deren Folge Sant'Egidio als „UNO von Trastevere“

3 Bedeutend ist auch die Initiative der „humanitären Korridore“, die seit 2016 von der Gemeinschaft Sant'Egidio in Zusammenarbeit mit protestantischen Kirchen und der katholischen Kirche in Italien, Frankreich und Belgien durchgeführt wird und neue, sichere und legale Wege verbunden mit einer sofortigen Integration im Gastland für Menschen aufgetan hat, die vor Krieg und Gewalt vor allem aus den Nahen Osten und vom Horn Afrikas auf der Flucht sind.

4 Zum Gebet von Sant'Egidio wird dieses Buch jedes Jahr in einer neuen Auflage publiziert, um durch einen Bibelabschnitt mit angefügten Kommentar jeden Tag im Jahr zu begleiten und eine wertvolle Hilfe für das Gebet anzubieten und auch die Spiritualität von Sant'Egidio kennenzulernen.

bezeichnet wurde (nach dem römischen Stadtviertel, in dem sich der Hauptsitz der Gemeinschaft befindet). Ausgangspunkt war dabei die Friedensvermittlung für Mosambik, durch die der sechzehnjährige Bürgerkrieg mit über einer Million Toten nach siebenundzwanzig Monate andauernden Verhandlungen in Sant'Egidio im Jahr 1992 beendet werden konnte (zur Friedensarbeit siehe auch Morozzo 2019 sowie Zucconi 2012 und Zucconi 2013).

Vor allem glauben wir als Christen der globalen Welt, dass uns auf diesem Weg alles etwas angeht und eine Anfrage darstellt. Die Welt wird militärischer durch ausgeklügelte Waffen, aggressive Sprache und Politik und auch durch Worte, die Waffen sind. Welcher Geist steht hinter dem Einsatz von Sant'Egidio? Die Juden sprechen von *Tikkun Olam* und meinen damit die Reparatur der aus dem Chaos herausgeholt Welt. In vielen Winkeln der Welt ist das soziale Umfeld zerstört, es zeigt sich die alltägliche Notwendigkeit, mit Geduld Brüche zu heilen und Brücken zu bauen. Um *Tikkun Olam* zu ermöglichen, wird in der jüdischen Tradition *Ghemilut chassadim* benötigt, was als Verbreitung von liebenswürdiger Freundlichkeit zu verstehen ist, ohne etwas als Ausgleich zu erwarten. Freundschaft und Sympathie müssen verbreitet werden, um die durch neue Mauern, Hassgefühle, Verachtung und Antipathie gesplante Welt wiederaufzurichten. Es gibt eine Kraft der Freundschaft, Sympathie und persönlichen Begegnung, die die Herzen der Menschen entwaffnen kann, denn Krieg und Frieden beginnen im Herzen eines jeden Menschen.

2. Der Krieg heute

Die Welt, in der wir leben, muss neu betrachtet werden. Die internationale Lage ist sehr heikel. Es ist lange her, dass es zwei Supermächte gab, die die gegensätzlichen Bestrebungen – zumindest teilweise – kontrollieren konnten. Nach dem Ende des Kalten Krieges und des sowjetischen Systems waren die Vereinigten Staaten eine Zeitlang die einzige Supermacht, die auf Weltebene eine hegemoniale Rolle beanspruchen konnte. Doch auch diese Phase gehört der Vergangenheit an. Wir stehen an der Schwelle einer unsicheren Zeit, in der der Friede auf dem Spieltisch eines sehr zerbrechlichen und ganz sicher multipolaren Gleichgewichts ausgewürfelt wird. Die Militärausgaben nehmen wieder zu, nachdem sie verringert worden waren. In der Welt nach dem Zweiten Weltkrieg, der Entkolonialisierung und der Entstehung der Vereinten Nationen, dann der Europäischen Union und viel später der Afrikanischen Union wurde Gewalt abgelehnt, der Krieg wurde „verabscheut“. Das ist Schritt für Schritt nicht mehr der Fall: Für den Westen und vor allem für Europa ist die Erklärung „Nie wieder Krieg“ eine der größten Errungenschaften nach dem Zweiten Weltkrieg. Das gilt jedoch auch für Afrika seit der Zeit der Unabhängigkeiten und des Entschlusses von 1963, die Grenzen der Kolonialzeit nicht in Frage

zu stellen. Und nun? Angst hat sich auf der Welt ausgebreitet, die alten Verträge der Nichtverbreitung von Waffen werden aufgegeben, Aufrüstung ist im Gange, alte Konflikte – vor allem, aber nicht nur im Nahen Osten – können scheinbar die Welt wieder in Flammen setzen; es treten stärkere und gewalttätige secessionistische und ethnische Tendenzen sowie aggressive Nationalismen auf und die Pazifisten bleiben stumm. Es scheint, als kehre alles zurück. Sorge bereitet vor allem, dass in einem solchen Klima eine unbesonnene Bewegung oder ein Zwischenfall einen globalen oder zumindest weitreichenden Konflikt auslösen könnten. Nachdem die Zahl der Konflikte unbestreitbar abgenommen hatte, nimmt sie wieder zu: von 26 Auseinandersetzungen im Jahr 1992 hat sie sich bis 2007 auf vier reduziert; 2018 ist sie wieder auf 14 gestiegen, von denen sich sechs in Afrika zutragen. Am meisten bereitet jedoch Sorge, dass es dauerhaft viele graue Gebiete gibt, die „weder Frieden noch Krieg“ erfahren, latente und ungelöste Krisen, schwelende Spannungen, die jederzeit neu aufflammen können. Experten bezeichnen sie als „lauwarme Kriege“. Meistens handelt es sich um interne Konflikte oder Bürgerkriege, oft Krisen mit „geringer Intensität“. Es herrscht die Meinung vor, dass ein Konflikt eingedämmt oder, was noch schlimmer ist, verheimlicht werden kann, dass er jedoch niemals vermeidbar ist, da er von äußeren Umständen abhängig sei. Man neigt immer dazu, den Anderen oder äußeren Faktoren die Schuld zu geben. Simone Weil erlebte die Aggressionen Hitlers, dachte über den Krieg nach und schrieb:

Der größte Irrtum fast aller bedeutender Studien über bewaffnete Konflikte [...] besteht darin, den Krieg als eine Episode der Außenpolitik anzusehen, während er vor allem eine Tatsache der Innenpolitik ist, und das ist die grausamste von allen (siehe Weil 2011).

Das bedeutet: Krieg wird auch geführt, um stärkeren inneren Zusammenhalt herzustellen. Krieg durchdringt alles, er beginnt immer damit, die Leute von seiner Unvermeidlichkeit oder sogar von seiner Nützlichkeit zu überzeugen. Der Krieg ist zu einem allgemeinen Konzept geworden. Je mehr er gefordert wird, umso größere kollektive Hysterie löst er aus, und man gewöhnt sich daran. In all seinen Formen spaltet Nationalismus (Indigenismus, Nativismus, Ethnizismus, Lokalismus, Regionalismus, Rassismus, religiöser Extremismus) das Volk. Völker und Staaten spalten sich in Stämme auf, das gilt nicht nur für Afrika. Nationalismus ist ein falsches Konzept, denn er richtet sich gegen jemanden. Der Krieg ist daher eine bruchstückhafte, unzusammenhängende, ungeordnete Ideologie der Spaltung, doch es handelt sich um eine Ideologie – der Gegensätze und des Feindes. Alles wird immer im Rahmen der Kultur des Feindes gedeutet. Und der Feind wird erfunden.

3. Die syrische Tragödie

Die langwierigen und dramatischen Ereignisse in Syrien zeigen, dass der Krieg in unserer Zeit eine Realität ist: Dieser Konflikt beschränkt sich nicht auf ein einziges Land, sondern löst weit über die jeweiligen Staatsgrenzen hinaus internationale Verwicklungen aus. Dieses Geschehen ist eine Warnung: Sind neue, ähnliche Konflikte denkbar? Wird unser Jahrhundert sich damit abfinden müssen, Zeuge solcher Ereignisse zu sein?

Der Krieg in Syrien wird mit überraschender Gewaltbereitschaft geführt. Auf der einen Seite stehen die, die das Regime in die Knie zwingen, und auf der anderen diejenigen, die es aufrechterhalten wollen. Die ganze Angelegenheit ist ungeheuer komplex, und es gibt eine große Zahl verschiedener Akteure, doch alles dreht sich in diesem traurigen Geschehen um den Krieg. Acht Jahre einer mit allen möglichen Arten der Gewalt geführten Auseinandersetzung in Syrien haben uns an die Vorstellung gewöhnt, dass solche Kämpfe etwas Normales sind. In dieser soeben beginnenden Epoche droht die Gefahr, dass der Krieg als Mittel der Politik rehabilitiert wird und sich das internationale Bewusstsein und die internationale Politik an dieses Phänomen gewöhnen.

4. Der Krieg löst weniger Besorgnis aus

Die Folgen des Syrienkonflikts waren sehr schmerzlich: Menschen auf der Flucht, Tote, traumatisierte Bewohner und Kinder, Städte, Geschichts- und Kulturschätze in Trümmern, Vernichtung der Ressourcen des Landes. Und doch erscheint es einem Großteil der öffentlichen Meinung gar nicht unbedingt merkwürdig, skandalös oder unnatürlich, dass gekämpft wird. Vielleicht, weil man meint, der Krieg sei das Problem der anderen, auch wenn die anderen gar nicht so weit entfernt sind. Die Akzeptanz dieses Mittels ist etwas Neues, das sich in den letzten Jahrzehnten langsam ins allgemeine Bewusstsein eingeschlichen hat, nachdem man sich – zu Zeiten des Kalten Krieges – noch vor den verheerenden Folgen einer Eskalation zwischen den beiden Supermächten gefürchtet hatte. Die Generation, die damals Einfluss ausübte, hatte den Zweiten Weltkrieg miterlebt, nicht nur das Grauen der Kämpfe und Zerstörungen, sondern auch die Schoah (die wie so viele Völkermorde erst durch die Abschottung im Schatten der Kampfhandlungen möglich wurde) und die tragischen Folgen des Konflikts, dass etwa ein beträchtlicher Teil Europas letzten Endes der kommunistischen Diktatur überlassen wurde.

Die Generation, die das alles miterlebt hat, ist inzwischen größtenteils verschwunden oder hat ihren Einfluss weitgehend verloren. Die öffentliche Meinung wird von Frauen und Männern gesteuert und geprägt, die in einer Welt des Friedens geboren worden und sich weniger verantwortlich fühlen, wenn es darum geht, das Grauen

des Zweiten Weltkriegs zu bezeugen und diese Tragödie nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Vielleicht erscheint der Krieg heute nicht mehr so gefährlich, vielleicht wirken die vielen Reden über den Frieden nur mehr wie eine politisch korrekte Rhetorik. Doch in der aktuellen Haltung und in der Art und Weise, wie internationale Entscheidungen gefällt werden, verbirgt sich etwas Tieferes, das es zu verstehen gilt. Denn die globale Situation ist womöglich gefährlicher, unkontrollierbarer als zu Zeiten des Kalten Krieges. Zugleich zeigt man sich allgemein weniger besorgt angesichts der Gefahren, die den Frieden heute bedrohen.

Die Beunruhigung, mit der die Politik, die Kultur oder die öffentliche Meinung auf die ungelösten oder potentiellen Konflikte reagiert, hält sich in Grenzen. Einerseits steht man den Kriegen der »anderen« gleichgültig gegenüber, weil man davon überzeugt ist, dass sie niemals auf das eigene Land übergreifen können. Andererseits findet man sich – wie schon gesagt – leichter mit der Vorstellung ab, dass der Kampf ein Mittel sein kann, seine eigenen Beweggründe oder Interessen zu vertreten und sich zu verteidigen. Nationalistische Leidenschaften, die in einigen Ländern erneut auf dem Vormarsch sind, werten den Einsatz von Gewalt wieder auf oder begünstigen zumindest eine repressive Politik.

Die Antwort auf die verheerenden Terroranschläge vom 11. September 2001 in den USA war der Krieg im Irak, für den es letztlich keine Begründung gab. Dabei beeinflussen die Vereinigten Staaten durch ihre Entscheidungen nicht nur das Verhalten anderer europäischer Länder, sondern auch die herrschende Kultur. Doch der Krieg im Irak hat im Land selbst und in der Architektur der gesamten Region eine Zerstörung in Gang gesetzt, deren Auswirkungen bis heute nicht abgeschlossen sind. Man müsste nur über diese Ereignisse nachdenken, um sich mit aller Klarheit bewusst zu machen, dass der Krieg seinen Befürwortern oft aus den Händen gleitet, sich zuweilen sogar gegen diejenigen richtet, die ihn gewollt haben, und gemessen an den ursprünglichen Absichten ganz anders geartete Ergebnisse erzielt.

Die Kriege des 21. Jahrhunderts sind eine einzige große Geschichtslektion über die Nutzlosigkeit von Konflikten – eine Lektion, über die man sehr viel gründlicher nachdenken sollte. Auch das Beispiel von Libyen kann angeführt werden. Die Folgen der Militärintervention von 2011 sind offensichtlich. Das Land lebt im Chaos wenige Kilometer von den Grenzen Europas entfernt, die Europäer haben dagegen scheinbar nur Interesse an der Kontrolle der Ölquellen oder an den Folgen, die der Konflikt auf Immigranten haben könnte, die unseren Kontinent erreichen wollen. Oder auch Afghanistan, das heute in eine tiefe Krise geraten ist. Das Land wird wieder von den Taliban beherrscht, nachdem es 2001 von den Amerikanern und anderen nach dem 11. September angegriffen wurde. Der Sieg hat diesem Land keinen Frieden gebracht, das schon das Martyrium einer Jahrzehnte langen sowjetischen Besatzung erleiden musste. Achtzehn Jahre Krieg und ein zwischen verschiedenen Fronten eingezwängtes Volk, das weitgehend von den Taliban kontrolliert wird. Das Land liegt am Boden, obwohl verschiedene europäische Länder

es vor kurzem zu einem sicheren Land erklärten, um Afghanen wieder abschieben zu können. Viele Afghanen sind weiterhin auf der Flucht, drei Millionen von 33 Millionen Einwohnern. Für den Krieg in Afghanistan wurden 900 Milliarden Dollar ausgegeben (davon 827 durch die USA), ohne die Taliban wirklich zu besiegen, mit denen man heute ein Abkommen aushandeln will. Das sind ca. 30.000 Dollar pro Afghane bei einem jährlichen Pro-Kopf-Einkommen von 600 Dollar.

5. Was ist aus der Friedensbewegung geworden?

2003, in der Zeit des Konflikts gegen Bagdad und Saddam Hussein, haben wir – zumindest in Europa – die letzte große Mobilmachung der öffentlichen Meinung gegen den Krieg erlebt. Eine breite, politisch und ideell bunt zusammengewürfelte Bewegung bewies mit ihrer Ablehnung des Krieges sicherlich größere politische Klugheit als die kleine Gruppe von Leadern, die damals den Angriff befürworteten. Der Krieg fand dennoch statt, aber es ist nicht zu übersehen, dass die Friedensaktivisten Recht gehabt haben. Obwohl sich die amerikanische Entschlossenheit für einen Angriff gegen den Irak letztlich durchgesetzt hat, stellte die Bewegung mit einer nie dagewesenen Mobilisierung ihren Zusammenhalt unter Beweis. Allerdings ist es seit den Ereignissen von 2003 immer seltener gelungen, Menschen für den Frieden zu mobilisieren und zu interessieren. Liegt es daran, dass die Bewegung eine Niederlage erlitten hat? Oder macht sich im Hinblick auf internationale Entscheidungen ein Gefühl der Ohnmacht breit? Mit wem soll man heute in diesem Gewirr aus Konflikten überhaupt sprechen, gegen wen soll man sich stellen? Damals wandte sich die Bewegung gegen die Entscheidung des amerikanischen Präsidenten George Bush Jr., der den Krieg wollte. Das Ziel waren die Vereinigten Staaten, ein klar definiertes Gegenüber und eine große Demokratie. Das Interesse ist jedenfalls rückläufig. Mit dem Jahr 2003 brach für das Friedensengagement eine Art Herbst an. Im Grunde setzte sich die verbreitete Wahrnehmung durch, dass es um Entscheidungen ging, die außerhalb der Reichweite des Durchschnittsbürgers liegen: Entscheidungen, die von anderen Personen und anderen Mächten getroffen werden. Hinter dem wachsenden Desinteresse steht häufig ein Gefühl der Ohnmacht. Darüber hinaus wurde den europäischen Ländern immer deutlicher bewusst, dass sie bei den großen Entscheidungen der Welt eher am Rand stehen. Das hat der Syrienkrieg gezeigt, wo sogar die Vereinigten Staaten außen vor geblieben sind, während Russland, die Türkei und der Iran sich über eine Waffenruhe verständigten. Außerdem fragt man sich, wie die kleinen europäischen Länder als einzelne mit ihren begrenzten Ressourcen den großen internationalen Fragen gewachsen sein sollen. Die Komplexität dieser Fragen erfordert die Präsenz der Europäischen Union, denn nur sie kann sich wirkungsvoll an die Seite der großen Staaten der Welt stellen. Dennoch bremsen und begrenzen sowohl die größeren

als auch die kleineren europäischen Länder – wenn auch aus unterschiedlichen Motiven – die Handlungsfähigkeit der Union in internationalen Fragen. Der Einsatz für den Frieden erfordert jedoch die Stärkung der internationalen Politik der Europäischen Union. Zwischen »Pazifismus« und »Europäismus« besteht ein ganz wesentlicher Zusammenhang.

Der Bedeutungsverlust der Friedensbewegung erfolgte im Rahmen eines umfassenderen Prozesses, bei der sich die Allgemeinheit nach und nach von der internationalen Bühne ins lokale Alltagsgeschehen zurückgezogen hat. Man interessiert sich für andere Fragen, die dem eigenen Leben und dem nationalen Geschehen näherstehen. Die Konflikte sind so verworren und zuweilen so weit entfernt, dass eine Orientierung schwerfällt. Die öffentliche Meinung konzentriert sich auf andere Fragen, die enger mit den Problemen des Alltagslebens zusammenhängen, während verschiedene Formen von Populismus nach Kräften ihren Einfluss geltend machen. Offenbar liegt hier heutzutage der Kampfplatz, auf dem man sich der politischen Herausforderung stellen muss. Man entrüstet sich weniger darüber, dass andere durch die Tragödie des Krieges heimgesucht werden, als darüber, dass diese »anderen« in den europäischen Ländern Zuflucht suchen.

Warum sollte man sich überhaupt mit den Konflikten und Problemen anderer Länder beschäftigen? Hat nicht die Sicherheit des eigenen Nationalstaats Vorrang, der sich durch Terrorismus oder Flüchtlingsströme und Einwanderer bedroht fühlt. Vor allem diese werden als das eigentliche Problem angesehen. Im Grunde geht es darum, wie man seine eigene »Welt« beschützen kann: Es ist eher ein Problem der Grenzen, Sicherheitsmaßnahmen und Mauern als des Friedens. Wenn man sich belagert fühlt, konzentriert man sich vorwiegend auf die eigene Sicherheit. Das Problem besteht darin, sich – notfalls auch mit Gewalt – selbst zu verteidigen. Ich will damit nicht sagen, dass die öffentliche Meinung kriegstreiberisch wäre, die Frage des Friedens steht jedoch nicht im Mittelpunkt. Es sind andere Erfordernisse, die von der Allgemeinheit als dringlicher wahrgenommen werden. Sich für den Frieden zu engagieren, scheint eine ideelle, utopische oder religiöse Motivation vorauszusetzen, die heute niemanden mehr umtreibt. Diese Frage beschäftigt nur einige wenige und stellt damit eher ein Nischenproblem als ein vitales Interesse aller dar. Das Problem besteht dabei nicht im Fortbestand der Friedensbewegung oder der historischen Formen, die sie in den letzten Jahrzehnten angenommen hat. Es geht vielmehr darum, die großen internationalen Probleme und insbesondere die Konflikte und die drohenden Kriege nicht aus dem Blick zu verlieren.

6. Der Krieg der »anderen« geht auch uns an

Der Krieg ist nicht unsere Angelegenheit, sondern die der »anderen«: Das ist die verbreitete Auffassung in öffentlichen Debatten, die nicht über den Tellerrand ihrer

eigenen nationalen Grenzen hinausdenken. Die Kriege sind weit weg. Tatsächlich trifft dies gar nicht immer zu. In der globalen Welt breiten sich Phänomene mit großer Leichtigkeit aus, die Entfernungen werden immer kleiner. Das eklatanteste Beispiel ist der Krieg im Nahen Osten. Der verheerende Syrienkonflikt hat Millionen von Flüchtlingen hervorgebracht. Ein Teil von ihnen (eine Minderheit) ist nach Europa gekommen. Dieses Phänomen hat in den europäischen Ländern eine Krise ausgelöst. Insbesondere der Osten Europas macht keinen Hehl aus seiner Angst vor einer fremden und muslimischen »Invasion«. Hinter der Entscheidung, die Grenzen zu schließen, steht die Vorstellung, man handle im nationalen Interesse, wenn man sich aus den Problemen heraushält, die der Konflikt im Nahen Osten verursacht – selbst auf die Gefahr hin, dass man seiner eigenen Verantwortung den Flüchtlingen gegenüber nicht gerecht wird.

Diese Haltung hat in der Europäischen Union zu einem Bruch und zu einer Reihe von Schwierigkeiten geführt. Die Flüchtlingsfrage hat einen Keil zwischen die westlichen und die östlichen Länder getrieben. Das alles ist eine Folge des Syrienkrieges, der weite Kreise zieht. Der Friede in diesem Land lag vorrangig im Interesse der Syrer, aber – in anderer Hinsicht – auch im Interesse Europas. Wie man es wendet, so betrifft der Krieg der »anderen« letzten Endes auch die, die sich heraushalten.

Eine weitere grenzüberschreitende Folge des Nahostkonflikts war der Terrorismus in Europa, auch wenn ich niemals den Fehler machen würde, von einem »Krieg« des Daesch gegen die europäischen Länder zu sprechen – das wäre zu viel der Ehre. Es handelt sich um bloßen Terrorismus, der allerdings in dem Versuch, eine direkte Auseinandersetzung zu erzwingen, von einer radikalen Propaganda geschickt als Krieg gegen den Westen stilisiert wird. Das Problem des Terrorismus in Europa beschränkt sich nicht auf (muslimische) Elemente, die sich in den europäischen Gesellschaften radikalisierten (mithin also auf ein internes, weil mit den Einwanderern oder Flüchtlingen verbundenes Problem); es handelt sich vielmehr um eine weitreichende internationale Frage, die mit der Krise des gesamten Nahen Ostens zusammenhängt.

Kriege beschränken sich nicht immer und nicht so einfach auf eine bestimmte Weltgegend. Instabilität überträgt sich von einer Nation auf die andere. Der Aufbau des Friedens in anderen Ländern ist nicht nur eine moralische Verpflichtung, sondern letztlich gewissermaßen auch eine Voraussetzung für die eigene Sicherheit. Es soll nicht zu ausführlich auf dieses Thema, das alles andere als zweitrangig ist, eingegangen werden, doch es trägt auch in den Augen seiner Bürger zum Ansehen eines Staates bei, wenn er sich für den Frieden in einem anderen Land einsetzt und sich an Friedensmissionen beteiligt.

In der heutigen Welt breiten sich noch immer zu viel Gewalt, zu viel Konfliktkultur aus; es gibt zu viele Kultstätten, die Gewaltbereiten als Sammelstätte dienen, zu viele Ressourcen werden solchen Netzwerken zur Verfügung gestellt. Und der

Vertrieb und Verkauf von Waffen sind in diesem Kreislauf eine treibende Kraft. Mangelndes Interesse an den oft gar nicht weit entfernten Konflikten ist nicht sehr klug, nicht sehr moralisch und auch nicht immer vorausschauend. Wer sich um den Frieden der »anderen« sorgt, der kümmert sich letztlich – zumindest ein wenig – auch um seinen eigenen Frieden.

7. Eine Bewegung, ein Denken und eine Kultur des Friedens

Wie soll man sich gegenüber komplexen Konflikten verhalten, wenn Recht und Unrecht so eng zusammenrücken, die Interessen verflochten und die Geschichten ineinander verwoben sind? Und zu wessen Nutzen? Das sind konkrete Fragen, die eine Antwort verlangen. Im Grunde hat sich die Friedensbewegung nicht nur durch Niederlagen bei Entscheidungen über Krieg und Frieden, sondern auch durch politische Verworrenheit der Konflikte, mit denen sie sich befasste, entmutigen lassen. Zu Zeiten des Kalten Krieges wusste man aufgrund der eigenen politisch-ideologischen Verortung, auf wessen Seite man stand. Genau darum geht es: dass der Bürger der globalen Welt die Orientierung und damit auch das Interesse an der Friedensproblematik verliert. Wie lassen sich diese Schwierigkeiten überwinden?

Um in unserer heutigen Welt verantwortungsvoll zu leben, müssen wir mehr über sie wissen. Die Zeit der ideologischen Vereinfachungen ist vorbei. Kultur, Bildung und Politik sind auf internationaler Ebene notwendige Voraussetzungen, um die globale Welt zu gestalten. Das heißt nicht, dass wir alle Akademiker oder Experten sein müssen, dass wir gleichwohl die aktuellen Entwicklungen verfolgen sollten, auch wenn sie zugegebenermaßen etwas kompliziert, für die Allgemeinheit aber keineswegs unbegreiflich sind. Die internationale Politik und die Geopolitik müssen wieder Teil der Alltagskultur und Bildung werden. Ein gewisses Maß an geopolitischer Bildung ist heutzutage notwendig – wie auch etwas Englisch, wenn man auf Reisen geht –, weil wir dadurch die vielen Nachrichten, die uns jeden Tag erreichen, interpretieren können, weniger orientierungslos sind und uns beteiligen können, indem wir uns eine Meinung bilden.

Es ist hilfreich, wenn man Bescheid weiß, sich auskennt und mitdiskutiert, das beeinflusst letztlich auch die Friedenspolitik. In der globalen Welt können einige wenige (man denke an die Terroristen) schweren Schaden anrichten oder Konflikte auslösen, aber alle – das ist meine feste Überzeugung – können helfen, Frieden zu stiften. Wir sind nicht zur Ohnmacht verdammt angesichts eines Spiels, das größer und stärker ist als wir. Wir haben die Pflicht, unseren Meinungen zu den Fragen von Krieg und Frieden Gehör und Geltung zu verschaffen.

Eine Gesellschaft, die mit größerer Aufmerksamkeit auf das Geschehen der Welt achtet, bietet einen sehr viel besseren Schutz vor nationalistischen Leidenschaften und kriegstreiberischer Abenteuerlust, als man vielleicht meint. Sie bietet auch

einen Schutz vor Entscheidungen, die den heimlichen Interessen einiger weniger dienen und letztlich jedoch ganze Völker betreffen. Im Grunde genommen ist Wachsamkeit erforderlich, auch wenn man – angesichts internationaler Gremien oder gegenüber den Entscheidungsträgern – oft den Eindruck hat, man selbst oder das eigene Land sei mehr oder weniger unbedeutend.

Was wir brauchen, ist eine wiedererstarkte Friedenskultur und mit ihr eine Bewegung, die neue Wege zu einer aktiveren Beteiligung an den großen internationalen Themen erprobt. Die globale Welt mit ihren unüberschaubaren Dimensionen und ihren gefestigten Verbindungen benötigt Menschen mit globalem Bewusstsein. Die Friedenskultur muss zu einer gemeinsamen Leidenschaft und zu einer festen Größe in der Erziehung der jungen Generationen werden. Das alles kann jedoch heranreifen, wenn verantwortungsbewusste Bürger an allen Orten wieder über den Frieden sprechen und über die Grenzen ihres eigenen Landes hinweg wieder mit Interesse die Ereignisse in der weiten Welt verfolgen.

Das Interesse für den Frieden darf nicht nur gelegentlich oder in Notfällen erfolgen. Früher gab es große ideologisch-politische Leidenschaften: die europäische Idee, die Dritte-Welt-Bewegung, die Leidenschaft für Solidarität mit den westlichen oder den östlichen Ländern, die Entkolonialisierung usw. Unsere Zeit braucht wieder eine zivile Leidenschaft für die globale Welt mit ihren vielfältigen Aspekten. Denn diese Welt ist nicht homogen, nicht überall gleich und sie ist auch nicht uninteressant. Sie ist vielmehr ein Gefüge aus Geschichten und Geschehnissen, die heute mehr denn je miteinander zusammenhängen und eine gemeinsame Geschichte bilden. Die globale Welt ist nicht bloß ein großer, von zügellosen Wirtschaftskräften beherrschter Markt und auch kein Schauplatz, auf dem nur einige wenige Mächte zählen. Wir sind Teil dieser globalen Geschichte mit ihren vielen kleinen und großen Akteuren. Und wir hoffen, dass diese Geschichte sich in eine Perspektive des Friedens entwickelt, der die bestmögliche Ausgangssituation für die Menschheit ist.

8. Die unbewaffnete Kraft des Friedens

Der Friede ist das Erbe der großen Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts. Es kann nicht an alle Denker der letzten 100 Jahre erinnert werden, die eine enge Verbindung zwischen Frieden und Humanismus hergestellt und auch gewaltfreie Wege der Veränderung aufgezeigt haben. Es sei nur an Gandhi und die Entkolonialisierung Indiens, an Johannes Paul II. und die Befreiung Polens vom Sowjetkommunismus und an Nelson Mandela erinnert, der sein Volk aus der Apartheid geführt hat. Das sind nur drei Beispiele (von vielen), die zeigen, dass Befreiung nicht zwangsläufig mit Gewalt einhergehen muss. Befreiung erfolgt nicht unbedingt unter Einsatz von Gewalt. Letztere verursacht oft keine echte Befreiung, sondern löst Prozesse